

Daniel Dumke / Elisa Unkroth

Tagungsbericht

Diderot. Le génie des Lumières. Nature, normes, transgressions.

(27.–29. Juni 2013, Halle)

Leitung: Konstanze Baron (Halle), Robert Fajen (Halle), Heinz Thoma (Halle)

Denis Diderot hat seiner Nachwelt Schriften hinterlassen, die ohne Zweifel als genial gelten können: So prägt die von ihm initiierte und maßgeblich gestaltete *Encyclopédie* bis heute die Art und Weise, wie Menschen Wissensbestände konservieren und reflektieren; sein Roman *Jacques le fataliste et son maître* nahm in Form und Inhalt postmoderne Paradigmen vorweg; und sein politisches Denken wurde wie das seiner Zeitgenossen Voltaire und Rousseau zu einer bis heute fortwirkenden Aufklärung für die Regierenden und die Regierten der Welt. Dass die deutschlandweit einzige größere Tagung anlässlich des 300. Geburtstags des Schriftsteller-Philosophen dessen Konzeption des Geniebegriffs in den Mittelpunkt stellte, schien deshalb eine angemessene Würdigung zu sein. Drei Tage lang wurde in der vom Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung (IZEA) und dem Institut für Romanistik der MLU Halle-Wittenberg gemeinsam veranstalteten Konferenz aus begriffsgeschichtlicher, literaturwissenschaftlicher, philosophischer, kunsthistorischer und politikwissenschaftlicher Sicht diskutiert, auf welcher vielfältige Weise Diderot zur Wandlung und Erweiterung des für die europäische Geistesgeschichte so zentralen Genie-Konzepts beigetragen hat. Dass man in diesem Zusammenhang von einer Radikalisierung zu sprechen habe, führte Robert Fajen (Halle) schon in seiner Einführung in die Thematik aus. Immerhin verliere der Begriff des Genies im 18. Jahrhundert zunehmend seinen ursprünglichen, übernatürlich-göttlichen Bezug und werde stattdessen mehr und mehr zur Distinguierung einzelner, kraft ihrer Talente die Grenzen der Natur überschreitender Individuen gebraucht. Um Diderots Rolle als Hauptakteur in diesem Prozess kreisten die folgenden fünfzehn Vorträge von TeilnehmerInnen aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den USA.

Die erste Sektion der Tagung problematisierte unter dem Titel „Un génie éclairé? Stratégies discursives et théories de la connaissance“ die Ambivalenz des Diderot'schen Genies, das einerseits als Teil der Natur konzipiert ist und von dieser determiniert wird, andererseits aber auch die Normen der Natur überschreitet, um ihr etwas Neues hinzuzufügen. Jean-Alexandre Perras (Oxford) zeigte in seinem Vortrag „Pour une nouvelle topique: Le génie et l'interprétation de la nature“, wie bei Diderot das Genie über seine Fähigkeit definiert wird, ungewöhnliche, aber nicht willkürliche Analogien herzustellen, die zwar den Regeln der Natur entsprechen, diese aber zugleich transzendieren. Dass das Spinnennetz bei Diderot sich von einer negativ konnotierten zu einer positiv besetzten Metapher wandelt, verwundert deshalb kaum. So bilde die *Encyclopédie* in ihrem Aufbau den vernetzten und vernetzenden Denkstil des Genies gleichsam nach. In der anschließenden Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass Diderot zu einem späteren Zeitpunkt dennoch zu einem wesentlich deterministischeren und materialistischeren Denken finde.

Die beiden folgenden Vorträge rückten die Bedeutung des Traumes als Zone bzw. Instrument einer anderen Art der Wissensfindung im Werk Diderots aus unterschiedlichen Perspektiven ins Blickfeld. Der Vortrag von Rudolf Behrens (Bochum), „Le génie, un clavecin qui parle ? La comédie transgressive dans *Le Rêve de d'Alembert*“, arbeitete in einem *close-reading* des berühmten Textes heraus, wie dort der Traum mit seinen Imaginationsräumen die *volonté de savoir* des Genies stimuliert. Ein besonderer Akzent seiner Ausführungen lag dabei auf Diderots Inszenierung des Genies im Modus der Komödie: Mit der Figur des träumenden d'Alembert führe Diderot einen nur von seiner Sensualität

bestimmten, auf den Körper reduzierten Menschen vor, der gerade in diesem Zustand eine besondere Form der Genialität erleben könne. Der Traum wirke hier gewissermaßen als Befreiung. In der Diskussion wurde dieser Gedanke noch erweitert. Diderot sei einer der ersten gewesen, die es wagten, auch den Traum als geistige Aktivität darzustellen – mehr noch, der Traum werde von ihm als eigentliche Aktivität des Menschen beschrieben, die im (wachen) Denkprozess gleichsam diszipliniert werden muss.

Hieran konnte Andrea Allerkamp (Frankfurt/Oder) in ihrem Vortrag direkt anknüpfen. Unter dem Titel „Le Génie du Rêve: Sur la complexité de la limite“ ging sie der Frage nach, inwiefern der Traum von Diderot dem Reich der Ratio zugeordnet wird. In Auseinandersetzung mit Theoremen von Jacques Derrida konnte sie in ihrer Analyse des Essays *Sur le génie* sowie der *Encyclopédie*-Artikel „Songe“ und „Rêve“ zeigen, dass diesen Begriffen jeweils eine medizinische und eine metaphysische Semantik zugrunde gelegt wird. Der Traum erscheine bei Diderot somit nicht als das Gegenteil der Vernunft, sondern vielmehr als eine andere Wahrnehmungsweise, als eine Art Schwelle zur Wirklichkeit, an der die Grenze des Erkennbaren neu vermessen wird. Auf diese Weise könne der Traum zum Instrument des Philosophen werden.

Die folgende, zweite Sektion der Tagung widmete sich den konkreten Ausprägungen des Genies in den verschiedenen Künsten. Marie-Pauline Martin (Aix/Marseille) untersuchte in ihrem Beitrag „Le génie musical dans les écrits de Diderot: De l’ornement du discours à la stratégie oratoire“ verschiedene Texte Diderots, wobei sie nicht zuletzt eine Zuschreibung des Fragments *Réflexions sur les beaux-arts à propos de l’article de Falconet sur la sculpture dans l’Encyclopédie* (1761) zum Werke Diderots plausibel machte. In diesen und anderen Schriften des Philosophen werde eine Hierarchie der Künste entworfen, die der althergebrachten insofern widerspreche, als nicht die Imitation, sondern die Imagination für die Bewertung des Kunstwerkes ausschlaggebend sei. Die Musik als einzige Kunst, die sich direkt an die Seele richtet und deren Wirkung nicht durch Nachahmung der Natur erklärbar ist, werde deshalb zum Modell für die bildenden Künste und die Poesie. Das Genie sei damit auch in der Musik durch seine Fähigkeit zur Transzendierung der Natur definiert. In der Diskussion konnte diese These mit vielfältigen Beobachtungen verknüpft werden: Diderot schließe mit seinen Ausführungen an eine überkommene Konzeption der Musik als *enthousiasme divin* an, in der der Komponist als der einzige göttlich beseelte Künstler erscheint. Ferner wurde angemerkt, dass Diderot hier bereits eine Verschiebung des Fokus von der Person des Genies hin zu seinem Betätigungsfeld vornehme. Es stehe weniger das *génie du musicien* als vielmehr das *génie de la musique* im Vordergrund.

Die Philosophin Andrea Kern (Leipzig) stellte in ihrem Vortrag „The World of Art: Diderot’s Conception of Aesthetic Absorption“ die Frage, was ästhetische Erfahrung für Diderot allgemein bedeute und in welcher Weise in diesem Zusammenhang Michael Frieds vielzitierte Ausführungen zu Diderots Theorie der bildenden Künste zu erweitern seien.¹ Zwei nach Fried aus Diderots Werken destillierbare Kunstkonzepte, ein dramatisches und ein pastorales, seien einander nicht entgegengesetzt, sondern zielten im Grunde auf denselben Effekt. Die Absorption der im Bild dargestellten Figuren sei ebenso wie die direkte Einbeziehung des Betrachters in die dargestellte Landschaft ein Weg, letzteren seine Rolle als betrachtendes Subjekt vergessen zu lassen. Dabei werde nicht nur das Subjekt als Betrachter, sondern auch als Subjekt selbst aufgelöst. Damit sei allerdings für Diderot nicht etwa das Ziel guter Kunst, wie Fried normativ formuliere, sondern vielmehr deren Grundvoraussetzung benannt: Durch eine vierte Wand müsse die Kunst eine eigene, in sich ruhende Welt erschaffen, die sich vor der Welt des Betrachters verschließe und den Betrachter zugleich aus seiner eigenen Welt herauslöse. Die Frage, wie eine solche ‚Welt‘ in der Kunst genau zu verstehen, wurde in der Diskussion weiter vertieft.

¹ Vgl. Michael Fried: *Absorption and Theatricality: Painting and Beholder in the Age of Diderot*. Chicago: Chicago UP, 1980.

Im ersten Abendvortrag der Tagung beschäftigte sich Wilda Anderson (Baltimore) mit Diderots „Epistemology of Enthusiasm“. Grundlage hierfür war Diderots Konzept der Schönheit, wie er es im *Encyclopédie*-Artikel „Le beau“ entwirft. Das Schöne werde dort zwar als an sich relativ und kulturabhängig ausgewiesen; zugleich postuliere Diderot aber einen allen kulturell determinierten Schönheitsempfindungen zugrundeliegenden, universellen Mechanismus der Schönheitswahrnehmung. Daraus, so Anderson, könne man schlussfolgern, dass Diderot einerseits Körper und Geist nicht als voneinander getrennte Einheiten begreife und andererseits Begriffszuschreibungen immer nur relational vornehme. Jegliche Beschreibung des Philosophen sei gewissermaßen ein vibrierender Kontakt zwischen dem Philosophen und dem zu beschreibenden Objekt. In diesem Zusammenhang komme dem Enthusiasmus als körperlicher Empfindung in der Epistemologie des Philosophen eine bedeutende Rolle zu, da dieser Zustand ihn besonders sensibel für neue Wahrnehmungen und Erkenntnisse mache. Der sich hier abzeichnende „esprit du corps“ Diderots zeige sich auch in der *Encyclopédie*, die gleichsam als Schule des Philosophen inszeniert werde. Die dortigen Querverweise motivierten nämlich den Leser, neue Analogien zu finden und so selbst zum Genie zu werden. Ganz in diesem Sinne sei „Stil“ bei Diderot weniger eine individuelle Eigenschaft als eine Folge von Interaktionen mit der Natur. Andersons Thesen wurden in Anschluss an ihren Vortrag eingehend diskutiert, u. a. hinsichtlich der Frage, ob Diderots Epistemologie auch auf Nicht-Genies anwendbar sei. Ferner wurde spezifiziert, dass das Genie immer noch insofern individuell sei und sogar eine Art *self-fashioning* betreibe, als es sich das von ihm Beobachtete selbst aussuche.

Die dritte Tagungssektion stellte das ambivalente Verhältnis von Fremdbestimmtheit und Freiheit in Diderots Geniekonzept in den Mittelpunkt. Gerhardt Stenger (Nantes) eröffnete diese Reflexion mit Überlegungen zu „Diderot, Helvétius et la polémique autour du génie“. Ausgangspunkt seiner Ausführungen war die Frage, ob Diderot wohl das zu seinen Lebzeiten durch Europa tourende Wunderkind Wolfgang Amadeus Mozart auf Grundlage seiner theoretischen Überzeugungen als Genie betrachtet hätte. Hierzu verglich er Helvétius' Ausführungen in *De l'esprit* (1758) mit Diderots *Réfutation* derselben. Helvétius hatte postuliert, dass jeder Mensch ein Genie werden könne, da die Ausformung des Geistes allein durch soziale Erfahrungen determiniert sei. Diderot widersprach: Eine gewisse „conformité de la tête“ sei gleichfalls notwendig; Genie werde man durch Veranlagung, Beobachtung und Geschmack. Die dem Genie notwendige, nicht allen gegebene Veranlagung sei der *esprit observateur*; die Beobachtung müsse dann wiederum durch Geschmack perfektioniert werden – den der Mensch aber erst im Laufe der Zeit ausbilde. Ein Kind wie Mozart, schlussfolgerte Stenger, hätte Diderot also kaum als Genie, wohl aber als „phénomène“ gelten können, welches das Potential in sich trägt, später zum Genie zu werden. In der Diskussion wurde angeregt, in diese Überlegungen auch Diderots Unterscheidung zwischen dem Genie und dem *grand homme* einzubeziehen. Anders als der *grand homme*, der als Generalist zu verstehen sei, spezialisieren sich das Genie auf ein einziges Gebiet.

Um ein solches ‚Spezialgenie‘ ging es dann auch in dem sich anschließenden Vortrag von Robert Fajen (Halle), der über „Adresse et intuition: Diderot ou le génie du joueur“ sprach. In einem Vergleich der *Encyclopédie*-Artikel „Géomètre“ von d'Alembert und „Joueur“ von Diderot zeigte Fajen, dass ein Spieler für Diderot genauso über Genie verfügen könne wie ein Mathematiker für d'Alembert. Wie das Genie im Kunstwerke transformiere der Spieler im Spiel die gegebene Wirklichkeit und erschaffe etwas Neues; wie das Genie müsse er dabei über *sang-froid* verfügen – er müsse sich selbst beherrschen, um das Spiel zu beherrschen und es mit einem kühlen *esprit observateur* zu beobachten. Der Spieler nutze dabei die Wahrscheinlichkeitsrechnung, er müsse diese aber ungleich schneller ausführen als ein Mathematiker, um den richtigen Moment des Handelns, den *kairos*, ergreifen zu können. In dieser Schnelligkeit des Denkens und Handelns liege sein spezifisches Talent. Zwar sei nicht jeder Spieler ein Genie, doch spiele jedes Genie auf seine eigene, individuelle Weise, indem

es die Möglichkeiten der Überschreitung natürlicher Grenzen intuitiv erahne. Zuletzt entwickelte Fajen die These, dass auch in Diderots Roman *Jacques le fataliste* dem Spiel eine wichtige Rolle zukäme, da in diesem Werk auf allen Ebenen der Erzählung beständig mit Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem gerechnet werden müsse. Vor allem Jacques Handlungen seien als kunstvolles Spiel mit dem Leben zu verstehen. In der Diskussion wurde vorgeschlagen, zu prüfen, inwiefern Diderots mathematikaffine Konzeption des Spiels von der Pascal'schen Wette beeinflusst worden ist.

Die Frage, welche politischen Handlungsspielräume Diderot dem Genie zubilligte, wurde in der vierten Sektion der Tagung diskutiert. Mary Trouille (Normal) analysierte hierzu in ihrem Vortrag „Sexual/Textual Politics in the Enlightenment: Diderot's Essay *Sur les femmes*“ die Gender-Konstruktion im Werk Diderots. In seinem Text, der als Auseinandersetzung mit Antoine-Léonard Thomas' misogynem *Essai sur le caractère des femmes* (1772) gestaltet ist, kritisiere Diderot durchaus nicht Thomas' Überzeugungen, sondern lediglich dessen Rhetorik. So werfe er Thomas vor, ein Kastrat zu sein, da er Frauen nicht sexuell wahrnehme, und nutze diesen Umstand, um sich selbst sprachlich als echten Mann und *amant passionné* zu inszenieren. Hinsichtlich ihres Glaubens an die natürliche Konditionierung des Geschlechts stimmten Diderot und Thomas jedoch überein. Diderot erkenne zwar die Benachteiligung der Frau durch die geltenden Gesetze, begründe diese aber mit der (unveränderlichen) Natur und nicht mit der (veränderlichen) Gesellschaft. Hier zeigte sich ein besonders problematischer Aspekt des Genie-Begriffs bei Diderot: Dessen Verständnis als (individualisierte) Natur wird in der Gender-Frage zur Grundlage einer fatalistischen gesellschaftspolitischen Position. Warum Diderot trotz seiner erheblichen Einflussmöglichkeiten zeit seines Lebens keinerlei Anstrengungen zur Verbesserung der Situation der Frauen unternahm, ist damit wohl erklärt. Dass man im 18. Jahrhundert auch anders denken konnte, zeigte Trouille in einer kurzen Lektüre von Madame d'Épinays *Conversations d'Émilie* (1782), in denen, gleichfalls als Reaktion auf Thomas, eine Veränderung der Rolle der Frau durch Erziehung eingefordert und die gegenwärtige Situation als „*dénaturation de la femme*“ bezeichnet wird. Ob Diderot trotz seiner Überzeugungen dem *génie féminin* auch die Möglichkeit zugestehe Genies hervorzubringen, wurde in Anschluss an den Vortrag diskutiert.

Ariane Revel (Créteil) fasste die Frage des Genies als eines politischen Menschen noch etwas weiter und thematisierte, ob und wie das Genie bei Diderot zum politischen Gestalter werden könne. In seinen Briefen an Katharina die Große schmeichelt Diderot der Zarin, sie sei ein Genie, um sie zu Reformen anzuregen. Erneut kam hier ein dezidiert strategischer Umgang mit dem Genie-Begriff zum Vorschein. Inhaltlich verwies Revel in diesem Zusammenhang noch einmal auf die Bedeutung des Traumes für Diderot: Das Genie sei dem Philosophen zufolge nämlich nicht zuletzt deshalb zur Reform befähigt, weil es kraft seiner Imagination Pläne zur Veränderung ersinnen könne. Erstrebenswert sei es nicht, die Natur bloß zu imitieren, wie es etwa Peter der Große getan hatte, sondern sie zu transformieren. Auch hier sei es der *esprit observateur*, der es dem politischen Genie ermögliche, begründete Urteile über den Zustand der Gesellschaft zu treffen und diese sogleich im Hinblick auf eine zukünftige Vision zu überschreiten. In der Diskussion wurde dann die auch schon im Vortrag aufgeworfene Frage vertieft, wie man sich das Genie gleichzeitig als einzigartiges Individuum und als Schöpfung eines Gemeinwesens vorstellen könne, so wie es die Idee eines politischen Genies impliziert.

Die folgende, fünfte Tagungssektion rückte stärker den Menschen Diderot bzw. die schillernde Persönlichkeit des genialen Autors in den Vordergrund: die „*caractères de Diderot*“. Heinz Thoma (Halle) schlug in diesem Zusammenhang in seinem Beitrag „Zwischen Vorsicht und Impulsivität“ vor, Diderot als „verhinderten ‚Stürmer und Dränger‘“ zu deuten. Am Beispiel verschiedener Zitate aus Diderots Korrespondenz wies er Parallelen zwischen Diderot und Goethes *Werther* nach, etwa in der Darstellung des Natur-

und Liebesempfindens oder in der Unbedingtheit ihrer Leidenschaften. Wie die Schriftsteller des deutschen Sturm und Drangs habe sich Diderot „loin de la culture de la cour“ befunden. Der Übergang zu einer lebhaften Diskussion erfolgte nahtlos. Die implizierte neue Periodisierung wurde teils kritisiert, teils aber auch entschieden begrüßt, weil mit ihrer Hilfe die Kontinuitäten zwischen „Aufklärung“ und „Romantik“ stärker betont würden und eine Verbindung von Diderot bis Stendhal hergestellt werden könnte, die die Romantik nicht länger als Negation des Fortschritts erscheinen lasse. Außerdem trage diese Sichtweise der internen Heterogenität der *Lumières* Rechnung. Gefragt wurde überdies, ob Diderots Selbstbeschreibung mehr als nur ein Ensemble der Topoi seiner Zeit sei.

Unter der Fragestellung „A Man Without or With Too Many Qualities?“ untersuchte Heidi Denzel de Tirado (Atlanta) in ihrem Vortrag die Rezeption Diderots in der biographischen Literatur (der sogenannten ‚biofiction‘). In einer breiten Zusammenschau von Texten aus dem Zeitraum von 1765 bis 2005 und aus neun verschiedenen Ländern arbeitete sie unterschiedliche Tendenzen in der literarischen und filmischen Fiktionalisierung Diderots heraus. In Theaterstücken des frühen 19. Jahrhunderts werde Diderot häufig als ethisches Ideal inszeniert: Das Genie ersetze hier den Heiligen der *morality plays*. In der Lyrik sei Diderot entweder „abstract spirit“ oder „bodily genius“. In fiktiven Dialogen oder auch Romanen, etwa von Hans Magnus Enzensberger oder Éric-Emmanuel Schmitt, äußere sich der Schriftsteller klug zu aktuellen philosophischen und politischen Themen. Besonders beliebt sei hier die Darstellung als Genie mit großem Herzen. Zeitgenössische Filme rückten dagegen eher das Sexualleben des Schriftstellers in den Vordergrund. Insgesamt profitierten die fiktiven Biographien von Diderots eigener Selbstinszenierung als Mann mit vielen Facetten. Im Anschluss an den Vortrag wurde u. a. die Frage erörtert, warum Diderot so beliebt als Figur in postmodernen Texten sei.

Die Vielfalt der Charakterzüge Diderots war auch Thema des zweiten Abendvortrags der Tagung, den Michel Delon (Paris) hielt. Er näherte sich dem Thema jedoch aus einer völlig anderen Blickrichtung, indem er die Undeutbarkeit des Philosophen gewissermaßen unter umgekehrtem Vorzeichen als „Paradoxe de l’homme sans caractère“ untersuchte. Dass eben jener Ausdruck – „sans caractère“ – in den Schriften Diderots auffällig häufig auftauche, diene Delon dabei als Ausgangspunkt. So erscheine, in einem Vergleich menschlicher Grundcharaktere mit Tieren, der „homme singe“ etwa als charakterloser Mann, da er aufgrund seiner Heuchelei je nach Situation jede Identität annehmen könne. In *Le Fils naturel* falle die Figur Dorvals aus dem Rahmen, da dieser sich gleichfalls einer festlegenden Charakterisierung verweigere. In den *Salons* schließlich würden die Menschen ohne Geschmack, die alles ohne echte Neigung oder Interesse sammeln, als „sans caractère“ bezeichnet. Während diese Beispiele vorwiegend negativ konnotiert seien, erlebe das Syntagma in Diderots Ausführungen über den *comédien* einen semantischen Wandel. Für den Schauspieler sei die Charakterlosigkeit insofern positiv, als sie es ihm erlaube, *alle* Charaktere anzunehmen. Er unterwerfe sich gewissermaßen der Vielfalt der Welt und gleiche damit jenem „homme-orchestre“, den Rameaus Neffe in dem gleichnamigen Text darstelle. Die Nähe zum Genie ist evident: Wenn der *comédien* alle Stimmen beherrscht, muss er diese zugleich kontrollieren, um zur echten Perfektion zu gelangen. Damit verbunden ist ein moralisches Problem, da der charakterlose Schauspieler sowohl zu einer Art *prêtre laïque* werden könne, der Wahrheit (im positiven Sinne) popularisiert, als auch zu einer *grande courtisane*, die die Wahrheit verkauft. Angesichts der skizzierten Reflexion Diderots über die Charakterlosigkeit sei es jedenfalls nicht verwunderlich, dass er sich im Gegensatz zu den anderen Autoren der *Encyclopédie* dort nicht mit einer Sigle, sondern mit „***“ ausgewiesen habe. Er charakterisiere sich somit selbst als Universalist und nicht als Spezialist. Bemerkenswert sei auch, dass in der Nachfolge Diderots die Wendung „être un caractère“ zunehmend vom Ausdruck „avoir du caractère“ abgelöst wurde. In der Diskussion wurden zunächst die vielfältigen historischen Bezüge dieser Überlegungen Diderots ergründet,

vom Universalgenie der Renaissance über Descartes' „philosophe masqué“ bis hin zu Joyces und Musils Männern ohne Eigenschaften. Wilda Anderson legte dar, wie gut der Artikel „Zéro“ aus der *Encyclopédie* Michel Delons Ausführungen unterstreiche, da die Null dort als weder positive noch negative Zahl (im mathematischen wie ethischen Sinne) beschrieben werde; ihre Funktion sei es vielmehr, allen übrigen Zahlen ihren richtigen Ort und ihre Bedeutung zuzuweisen.

In der sechsten und letzten Tagungssektion „Critique et Réception“ thematisierten zwei Vorträge bisher wenig beachtete Komponenten der Geniekonzeption Diderots. Andrea Stahl (Marburg) erkundete „Genie und Melancholie“ im Sinne einer „Reflexion eines Gegenbegriffs“. Die Melancholie stelle bei Diderot einen offenen Erfahrungsraum, eine Art Gegenort zur ideologischen Geschlossenheit der Gesellschaft dar. Sie symbolisiere einen Ersatz für Heldentum, aber auch den Verlust von Sinnansprüchen. Hier könnten, wie Diderots Roman *La religieuse* deutlich mache, Widersprüche artikuliert werden. Die Melancholie biete Kompensation, da sie die Ansprüche der Gesellschaft ertragbar mache, ohne sie in Frage zu stellen. Damit werde die Melancholie zur notwendigen Ergänzung des Geniebegriffs. In der Diskussion wurde angeregt, bei der Lektüre der Romane noch weitere Aspekte zu berücksichtigen. So stehe in *La religieuse* nicht nur die Auslotung von Melancholie, sondern auch von Devianz im Vordergrund. Ferner wurde vorgeschlagen, den Begriff „Melancholie“ durch Konzepte wie „Intensität“ oder „frénésie“ zu ergänzen.

Konstanze Baron (Halle) sprach abschließend über „Le temps du génie“ bei Diderot. Im Werk des Autors kennzeichne das Genie ein besonderes Verhältnis zur Zeit und zur Zeitlichkeit: Das Genie sei – auf der Ebene der Rezeption – seiner Zeit voraus und zugleich – auf der Ebene der Produktion – von den Gesetzmäßigkeiten der chronologischen Ordnung befreit. Auf der einen Seite sei es mit der Vergangenheit verbunden, die es inspiriert; auf der anderen Seite beziehe es sich stets auf die Zukunft, mit der es kommuniziert; gerade deshalb aber lasse es sich niemals auf die unmittelbare Gegenwart und deren eng umgrenzten Horizont beschränken. Man könne somit (lange vor Nietzsche) von einer spezifischen „in-actualité“ des Genies sprechen. Diese „Unzeitgemäßheit“ bekunde sich fernerhin in einem für den genialen Schaffensprozess charakteristischen, zeitlichen Rhythmus, der aus Phasen der Inaktivität bzw. der Ruhe und Phasen eigentlichen Tätigseins bestehe. Es ergebe sich somit für Diderot der paradoxe Befund eines Genies, das nicht immer und zu jeder Zeit Genie ist. Schließlich sei der Zeitverlauf des Genies insofern ein besonderer, als er nicht linear, sondern durch Wiederholung gekennzeichnet sei. Damit sei der „temps du génie“ ebenso zirkulär wie der „temps du théâtre“: Das Genie müsse sich wiederholen, um dasselbe zu bleiben.

Die Diskussion zu Barons Vortrag mündete direkt in die Schlussdiskussion. Nach Überlegungen zum Verhältnis von Diderots Zeitkonzeption zu anderen Zeittheorien rückten noch einmal die vielfältigen Parallelen zwischen Diderot und anderen Schriftstellern in den Mittelpunkt. Neben Epikur, Montaigne, Pascal und Racine wurde hier u. a. auch Heinrich von Kleist und sein berühmter Essay *Über das Marionettentheater* angeführt, wo die Episode des „Dornausziehers“ die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des ‚genialen Moments‘ veranschaulicht. Zuletzt wurde daran erinnert, dass Diderot selbst das Problem des Genies nicht ohne Ironie reflektiert: In einem Brief an Sophie Volland gibt er Galianis Anekdote von der Nachtigall und dem Kuckuck wieder: Im Streit darüber, wessen stimmliche Leistung vorzuziehen sei – das Lied der Nachtigall, d. h., die virtuose, sich stets verändernde und nicht wiederholbare Einzelleistung, oder das gleichförmige, geordnete und immer zuverlässig reproduzierbare Rufen des Kuckucks – ziehen die beiden Vögel einen Esel zu Rate. Der vierbeinige Richter optiert für den Kuckuck, da dieser eine „méthode“ habe. Die Frage, welchen Stellenwert diese „raison d’âne“ tatsächlich hat, muss allerdings offen bleiben und bietet Anstoß für weitere Reflexionen zum Thema Genie und Genialität.

Für die hier skizzierten Forschungsbeiträge bleibt festzuhalten, dass sie nicht zuletzt aufgrund ihres interdisziplinären und multiperspektivischen Charakters wesentlich dazu

beigetragen haben, den Genie-Begriff bei Diderot schärfer zu konturieren. In der Vielfalt der Vorträge zeichneten sich einige Hauptlinien erstaunlich klar ab. So wurde ersichtlich, dass Diderot den Begriff des Genies nicht nur auf Personen besonderen Talents anwendet, und somit dem modernen Sprachgebrauch den Weg bereitet, sondern ihn darüber hinaus zu einer allgemeinen Reflexion über die Eigenschaften der Natur nutzt. Diese Natur erscheint bei ihm jedoch nicht regelgeleitet oder systemkonform, sondern in starkem Maße individualisiert, kontingent und aleatorisch, kurz: schöpferisch. Folglich schwankt die Verwendung des Genie-Begriffs bei Diderot zwischen einem deterministisch-fatalistischen und einem freiheitlich-emanzipatorischen Verständnis – mit den bereits erwähnten Konsequenzen. Darüber konnten die Beiträge herausarbeiten, in welchem Umfang der Schriftsteller das Genie immer wieder bewusst inszeniert und die Anrufung desselben in seinen Schriften auch durchaus strategisch zum Einsatz bringt. Alle diese und viele weitere Einsichten der Hallenser Tagung lassen es mithin sinnvoll und notwendig erscheinen, die Debatte über das Diderot'sche Genies in all seinen Ausprägungen auch 300 Jahre nach der Geburt des Denkers weiter voranzutreiben.